

feuilleton.

Der christlichen Mutter.

Muttername, Mutterliebe,
Süße Worte, Himmelstänge,
Lauten laut und voll Begeisterung
Durch der Kinder frohe Menge.

Muttername, Mutterliebe,
Spendet gleich der Maiensonne
Frühlingsschmuck und Frühlingsegen,
Friede, Freude, Glück und Sonne.

Mutterforge, Muttertreue,
Klarer Stern in mächtigem Grauen,
Leuchtest du dem bangen Kinde,
Wird es hellen Morgen schauen.

Mutterpflicht und Mutterbeispiel
Himmelsleiter sei dem Kinde,
Sorge, daß es alle Tage
Eine höh're Sprosse finde.

Muttertränen, glühend heiße,
Sind des Herzens Opferspenden,
Von den Engeln still gesammelt
Glänzen sie in Gottes Händen.

Mutteramt und Mutterwürde,
Hocherhaben ist dein Wesen,
Jede Mutter ist von Christus
Zum Apostel anserlesen.

Es wird Licht.

Deutsches Kulturbild

aus

dem achten Jahrhundert

von

Conrad von Volanden.

(Fortsetzung.)

V.

Urdeutsches Freien.

Bevor am frühen Morgen die Heerden der Kinder, Pferde und Schweine durch das Tor zur Weide getrieben wurden, hatte Gmilde schon das Vaterhaus verlassen. Sie hatte der Zaubersfrau Donars versteinerten Blickstrahl zurückgebracht und von ihr ein beschriebenes Schieferstück erhalten, das sie auf Freias Altar niederlegen sollte.

„Vielleicht ist es gar nicht notwendig,“ sagte Wamma, „daß Du den ganzen Weg zurücklegst und die hohe Bergspitze erreichst. Die Göttin ist Dir hold gesinnt und mag wohl ihren Willen Dir melden, bevor Du zu ihrem Altare gelangst.“

Jetzt schritt Gmilde durch die Wälder nach der Mark Abbotheim, wo sich im heiligen Haine Freias Altar befand. Sie hatte zum raschen Gang das mit Purpurstreifen gezielte Linnenkleid geschürzt und trug das Obergewand auf dem Arm. Das ärmellose Kleid ließ die Arme unverhüllt und dieser Umstand verriet bei jeder anstrengenden Bewegung ebenso die außerordentliche Muskelkraft der Arme, wie das knappe Anliegen des Kleides um den Oberkörper den starken Gliederbau. Einzig mit ihrer Herzensangelegenheit beschäftigt und in größter Spannung auf den Spruch Freias, die Göttin der Liebe und mächtigen Heilrätsterin, verfolgte sie rastlos ihren Weg, ohne irgend jemand in der Wildnis zu begegnen. Sie und da scheuchten ihre Tritte das Wild von seinen Lagerstätten, so daß Hirsche, Rehe und Wild-

schweine mit Getöse durch das Gehölz brachen. Hoch über dem geschlossenen grünen Dach der Baumkronen freisten Habichte und andere Raubvögel, deren einschriller Schrei die Waldesstille unterbrach. Zuweilen klang es wie Hammerklänge durch den Forst, wenn der Specht mit scharfem Schnabel dürres Astholz bearbeitete und Löcher bohrte, um Larven und Gewürm mit seiner Lanzenzunge erreichen zu können. Diese und ähnliche Lebensäußerungen der Wildnis bemerkte Gmilde ebenso wenig, wie die ernste Hoheit des Waldes und die stolzragenden Stämme der Eichen und Buchen, zwischen denen sie dahin eilte. Sie selber, die Tochter des Waldes, klang in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrer hünenhaften Gestalt und robusten Schönheit harmonisch zusammen mit der sie umgebenden urwüchsigen Natur. Ihre Wangen glühten vom raschen Gehen, und ihr sinnender Blick verkündete ernste Betrachtungen, die sich wohl auf ihr künftiges Schicksal bezogen. Sonnenschein fand sie nur auf ihrem Lebenspfade in ehelicher Verbindung mit Wolfram; denn traurig war das Loos und beklagenswert die Stellung des Frauengeschlechtes auch im deutschen Heidentum. Tacitus rühmt zwar die Hochachtung der Germanen für die Frauen, allein dieses Urteil fällt er vom Standpunkte der damaligen gebildeten römischen Gesellschaft, und dieser lag auf dem Sumpfboden gräulicher Entartung und Sittenlosigkeit. In den wüsten Schmutz unnatürlicher Laster des raffinierten Heidentums der Römer waren die deutschen Barbaren nicht hinabgesunken, gegen diese Tenelei seiner Bildung schützte ihre unwissende Rohheit. Wenn jedoch der freie deutsche Mann nach Recht und Herkommen aus seinen Sklavinnen sich Nebenfrauen wählen durfte, wenn er seine eheliche Gattin verkaufen, dagegen eine andere kaufen, gewaltsam heimführen oder rauben durfte, — so bedeuteten alle diese gesetzmäßig erlaubten Befugnisse keine Hochachtung des Frauengeschlechtes nach christlichen Begriffen. Erst das Christentum gab dem Weibe seine Würde und verlieh ihm Schutz gegen rohe Gewalt. Demzufolge werden naturgemäß Achtung und Würde des weiblichen Geschlechtes in demselben Maße sinken, als der leitende Geist des Christentums aus der menschlichen Gesellschaft schwindet. Gmilde glaubte zwar, in der Verbindung mit Wolfram ihr Glück zu finden, weil sie ihn liebte und Gegenliebe fand, aber nichts konnte sie schützen gegen die tiefen und schmerzlichen Kränkungen, zu denen ihr Gatte gesetzlich berechtigt war, und die er sich rücksichtslos erlaubte, sobald seine Neigung erfaltete, oder in Abneigung umschlug. Man darf jedoch annehmen, daß Gmilde so weit ihre Betrachtung nicht ausdehnte. Ihre Sorge ging zunächst dahin, dem ihr verhassten Abbot zu entkommen.

Sie hatte gerade die Grenzmarke von Abbotheim überschritten und stieg eine bewaldete Anhöhe empor, als hinter ihr Wolfram auftauchte. Seine Gegenwart verheimlichend, folgte er in geringer Entfernung. Das Gebot der Zaubersfrau an Gmilde, Freias Altar zu be-

juchen, hatte seinen Verdacht erregt, den Abbots Verhalten bei dem Leichenmahl noch verstärkte. Er argwohnte irgend einen Anschlag, eine Beeinflussung Gmildens durch die Göttin nach Abbots Begehren. Auch an gewalttätige Entführung dachte er, zumal diese Art des Freiens zu Recht bestand und keine Seltenheit war. Dennoch hatte er beschloffen, Gmildens Raub zu verhindern, selbst auf die Gefahr, durch sein Unterfangen, Abbot die Ausübung herkömmlicher Berechtigung zu wehren, den ganzen Gau wider sich in Aufruhr zu bringen, oder gar im Kampfe mit Abbot das Leben zu verlieren.

Gmilde nahte der Stelle, wo der Weg sich teilte, links führte er nach Freias Altar, rechts nach der Mark Abbotheim, einem Dorfe, dessen Hütten und Blockhäuser ebenso im Tale weithin zerstreut lagen, wie jene der Mark Waisara. An dem Punkte, wo die Wege abzweigten, erhob sich eine mächtige Eiche, deren Stamm dunkle, lange Moosbärte zierten. Am Fuße der Eiche stand Abbot, festlich gekleidet. Auf dem Kopfe saß ihm, trotz herrschender Wärme, eine kegelförmige Pelzmütze, welche nicht gegen die Ungunst der Witterung schützte, sondern den Reichtum ihres Trägers verkünden sollte; denn sie bestand aus kostbarem Pelzwerk des hohen Nordens. Auch sein kurzer Mantel aus Wollestoff war mit Hermelin verbrämt und an der Schulter von goldener Spange zusammengehalten. Sein Unterkleid war von wertvollen Stoffen, auf der Brust mit Stickereien in schreienden Farben geschmückt. Diesen Anzug hatten neufrische Handelsleute eingeführt und Abbot hatte ihn gegen fette Ochsen eingetauscht. Der Besitzer dieses Prachtanzuges mochte sich auf denselben nicht wenig einbilden; denn oft ließ er seinen Blick über den Fuß hingleiten, und in seinem breiten Gesicht spiegelte sich eitle Selbstgefälligkeit. Und da nach seinem Geschmack die Tracht nicht nur hübsch war, sondern auch ein Beweis seines Reichtums, so hoffte er, mit seinem Staat auf die erwartete Maid keinen geringen Eindruck zu machen. Die goldenen Ringe und Ringe an seinen Armen und Fingern gehörten zwar zum gewöhnlichen Schmuck der Frilinge, dennoch konnte er sich insofern auf dieselben etwas einbilden, als sie von ungewöhnlicher Größe waren und bedeutende Werte darstellten. Seine Bewaffnung bestand in einem langen Messer, das er in reicher Scheide am gegierten Gürtel trug, und in einem Wurfspieß.

Gmilde hatte den unbeweglich Stehenden nicht bemerkt, bis sie wenige Schritte von ihm entfernt war. Jetzt blieb sie überrascht stehen, während Abbot grüßend näher trat.

„Wohin gehst Du, schöne Gmilde?“ fragte er lächelnd und bemüht, seine rauhe Stimme sanft klingen zu lassen.

„Nach Freias Altar,“ antwortete sie kurz und abweisend.

„Von dort komme ich gerade,“ entgegnete er freundlich und abermals einen Schritt näher tretend, indeß Gmilde zwei Schritte zurückwich. „Ich sah Dich heraufsteigen und wartete; den es macht

mir die größte Freude, die schönste Maid des Hessenlandes anschauen zu dürfen.“

„Die schönste Maid im Hessenland ist meine Freundin Abdula, Dein Weib, welches Du verkauft hast,“ erwiderte sie vorwurfsvoll.

„Davon wollen wir jetzt nicht reden, lichte fengleiche Gmilde! Ich komme von Freias Heiligtum, — siehst Du!“ — und er zeigte ihr eine rundenbeschriebene kleine Schiefertafel. „Ein Spruch der Göttin, — jetzt weiß ich, was er bedeutet.“

Sie nahm die Tafel in ihre Hand. Von unwillkürlichem Drang geleitet, zog sie ihre eigene Tafel hervor, um beide mit einander zu vergleichen.

„Hast Du auch einen Götterspruch?“ „Lass' mal sehen, — ich will den Spruch Dir lesen!“

„Du kannst Runen lesen?“ rief sie verwundert aus.

„Gewiß! Wamma lehrte mich die Kunst, was sie sonst nicht tut, — doch ich konnte die Unterweisung bezahlen.“

Gmilde reichte ihm die Tafel.

„Darauf steht kein Spruch, sondern eine Frage an die Göttin Freia,“ sagte er.

„Wie heißt die Frage?“ forschte sie neugierig.

„Wer soll Gmildens Mann sein?“ las er. — „Wer hieß Dich, Freia befragen?“

„Die Zaubersfrau Wamma.“

„Ei, — wie merkwürdig!“ tat er freudig überrascht. „Wer sollte es glauben? Und doch ist es so, — ich lese es ja mit meinen Augen. Ja, wahrhaftig, Freia hat Deine Frage schon beantwortet, Du brauchst gar nicht den hohen Berggipfel zu ersteigen!“

Sie gedachte der Worte Wammass, die Göttin möchte schon ihrer Spruch fällen, bevor sie deren Altar errichtete. Das Staunen der Jungfrau war groß.

„Willst Du mir nicht sagen, was Freia Dir kund getan?“ forschte sie.

„Gewiß, — dessen bin ich sogar pflichtig, — warum? Sollst es gleich hören, allerhöchste Gmilde! Du weißt, ich wollte Dich freien. Aber Dein Vater will Dich um den herkömmlichen Brautkauf nicht herausgeben. Ich war bereit, das Doppelte für Dich zu bezahlen, weil ich keine andere zum Weibe wollte, als nur Dich. Dein Vater sagte, nur für den Burawald erhältst Du meine Tochter. Dabei bleibt er hartnäckig. Jetzt kam mir der Einfall, Dein Vater wolle meiner nur spotten. Solchen Preis für eine Jungfrau zu bezahlen, ist ja doch ganz unerhört, geradezu schimpflich. Alle Leute des Hessenlandes würden mit Hohn und Gelächter auf den Friling Abbot weisen, der für sein Weib einen großen Eichenforst gab. Weil ich der Leute Spott nicht sein mag, darum entsagte ich Dir, obwohl dies schwerer fiel, als wenn ich mit eigenen Händen mir das Herz aus dem Leibe gerissen hätte. Einige Tage ging ich bekümmert umher, ohne Ruhe, von Gram und Herzleid gequält, bis ich auf den Gedanken kam, der Liebesgöttin Freia meine Sache anheim zu geben. Gestern brachte ich ihr Opfer und legte die Frage auf den Altar: Wen soll ich zum Weibe freien? —